Düsseldorfer Sonntagsblatt.

Beilage zum Düsseldorfer Volksblatt.

Nr. 34. Sonntag, 25. August. Jahrgang 1895.

Jennewein, der Wildschütze.

Eine wahre Geschichte aus den oberbayrischen Bergen von Otto von Schaching.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Auf dem Heimwege.

Vier Tage waren verstrichen. Sie waren dem alten Floßberger und der Wolfecker Marie zu eben so vielen Jahrhunderten geworden. Beiden schien es, als ob die Zeit ihre Flügel abgeworfen habe und langsam wie eine Schnecke davonkrieche. Beide harrten und hofften und warteten — und noch war er nicht da, der Sohn und Jugendgespiele. Wohl mehr als hundertmal des Tages fragte der Hansbauer, so oft sich ein Schritt dem Hause näherte und eine Thür geöffnet wurde, seine Base:

„Geh', schau; am End' ist er's."

Und wenn die Leni dann mit der traurigen Antwort zurückkehrte, es sei nur ein Knecht, eine Magd oder sonst eine gleichgültige Person gewesen, dann that der sehnsüchtig harrende Vater einen so schmerzlichen Seufzer, daß die Steine an der Wand sich hätten erbarmen mögen.

Aehnlich erging es mit der Jägermarie. Während aber der Hansbauer von seinem Sohne reden und nach ihm fragen durfte, hatte Marie niemand, dem sie ihren stillen Kummer anvertrauen konnte; sie durfte keiner Seele klagen und mitteilen, was sie drückte, sie hatte keinen Menschen, der ihr ein tröstliches Wort hätte spenden können. Nur eines erhielt sie mitten in ihrem stummen Jammer aufrecht — die stetig fortschreitende Besserung des Vaters, den sie mit voller Aufopferung und Hingebung pflegte, deren ihr kindliches Herz fähig war.

Am vierten Tag nach der Abwesenheit des kleinen Nazl in Schliers öffnete sich um eine der Nachmittagsstunden die Stubenthür im Jägerhäuschen, aber nicht ganz, sondern nur so weit, daß ein menschlicher Kopf hindurchgezwängt werden konnte.

„Komm' ein bißl heraus, Marie," sagte in leisem Tone eine Stimme und als das Mädchen nach der Thür blickte, schaute sie in das Gesicht des — Gamsfepperl. Sie hatte den Burschen in den letzten Tagen nicht ein einzigesmal gesehen, doch war ihr dies keineswegs aufgefallen, zudem hatte sie andere Dinge zu thun, als sich um den einäugigen Lumpen zu kümmern. Indes willfahrte sie der Aufforderung und verließ die Stube. Kaum war sie draußen, so winkte ihr Sepperl schweigend, und sie folgte ihm bis zur Hausthür. Der Bursche blickte sie mit einem Gemisch von Bosheit und Schadenfreude an. Dann sagte er:

Wien, vom Belvedere aus gesehen.

„Marie, ich hab' eine Neuigkeit für dich. Ich weiß jetzt, wo sich der Egid aufhält."

Dem Mädchen fuhr die Rede wie ein Messerstich durch die Seele. Doch wußte sie sich zu beherrschen und ruhig sagte sie:

„So? hast du ihn selbst gesehen?"

„Ja. Ich bin im Tirolischen gewesen und da bin ich mit ihm zusammengekommen. Aber er hat mich beschworen, i möcht' seinen Aufenthalt nicht verraten und ich hab's ihm versprochen."

„Das ist schön von dir," versetzte Marie mit leichtem Spott. „Wenn du's ihm aber versprochen hast, darfst es mir auch nicht sagen, und was thust dann eigentlich bei mir da? Du weißt, daß dich mein Vater nimmer ausstehen kann und daß er dich nimmer in unserem Haus sehen will."

Der Bursche grinste.

„Schau', ich hab' halt gemeint, es könnt' für dich von Interesse sein, wenn du weißt, wo sich der Egid umeinander treibt. Warum ich eigentlich gekommen bin? Das will ich dir jetzt sagen: ich möcht' dich nur vorbereiten, damit du nicht erschrickst, wenn man den Egid in den nächsten Tagen gefesselt daherbringt. Die Gendarmen sind ihm schon auf der Spur; sie sind mir schon in der Valepp begegnet. Meinst du etwa gar, ich hätt' den Egid verraten? Das gibt's fein nicht, ich hab ihnen nichts gesagt."

Marie heftete ihren Blick fest auf den Taugenichts. Sie war leichenblaß geworden, aber sie hatte ihre Geistesgegenwart nicht eingebüßt.

„Woher weißt du, daß ihm die Gendarmen auf der Spur sind?" fragte sie den Burschen. „In der Valepp sind sie dir begegnet, sagst du? und der Egid soll sich im Tirolischen aufhalten? Sepperl ich durchschau' dich, du meinst, du kannst 'was herausbringen aus mir. Geh' weiter von mir, du bist ein Nichtsnutz, soweit du warm bist. Ein falscher Kunde bist. Die Falschheit schaut dir aus den Augen heraus. Du hast den Egid schon verraten — und wenn du's noch nicht gethan hast, so wirst es noch thun. Nun, so thu's halt, Judasseel'! Deinen Lohn kriegst schon noch."

Sie wandte ihm entrüstet den Rücken und kehrte in die Stube zurück.

„Wart' nur, du Hochnasige, du wirst schon 'was erleben!" rief ihr der Bursche ergrimmt nach. „Den Schlag, den du mir damals versetzt hast, hab' ich dir noch nicht vergessen und werd' ihn auch nicht vergessen."

Er entfernte sich.

Marie hatte dem Gamssepperl nicht unrecht gethan, indem sie ihn des Verrates zieh; sie war damit nicht bloß hart an der Wahrheit vorbeigestreift, sondern hatte geradezu den Nagel auf den Kopf getroffen. Ja, der Gamssepperl hatte den Egid schon in dem Augenblicke verraten gehabt, als er vor Marie stand.

Der Schelm hatte sich mit diesen Gedanken schon seit jener Stunde getragen, als ihm der Zufall den flüchtigen Egid auf dem Kreuzberg in den Weg geführt hatte. Gestern abend war er von seinem Schmugglergange zurückgekehrt und heute morgen hatte er der Gendarmerie von Schliersee Anzeige erstattet über den Aufenthalt des jungen Floßberger. Der Bursche hatte der Behörde gegenüber absichtlich von einem „mutmaßlichen" Verbleibe gesprochen. Um nicht in Verdacht zu geraten, als sei er mit Egid zusammengetroffen, und als ob er selbst auf Schleichwegen sich befunden habe, gab Sepperl an, er habe von einem Bekannten erfahren, daß Egids Versteck wahrscheinlich in der Enzianhütte auf dem Kreuzberge zu suchen sei, wo man ihn mehrmals gesehen habe. Daß dem Verräter, wie dieser der Wolfecker Marie weiß zu machen suchte, bereits in der Valepp die Gendarmen begegnet seien, war eine jener Lügen, die im Munde des verkommenen Gesellen zu Hunderten wie die Giftpilze wucherten. Der Gamssepperl gehörte zu jenen elenden Menschen, von denen man zu sagen pflegt, sie lügen, so oft sie den Mund aufthun. Nur darin hatte er die Wahrheit gesagt, daß die Diener des Gesetzes dem Floßberger Egid auf der Spur seien.

Die Tochter Wolfeckers kannte den Sepperl als Lügner, aber in diesem Falle schenkte sie ihm vollen Glauben, denn sie hatte alle Ursache dazu. Sie wußte, wozu der Haß den verkommenen Menschen treiben konnte. Marie vermochte kaum ihre Aufregung vor dem Vater zu verbergen. Der Gedanke, Egid wie einen ganz gemeinen Verbrecher gefesselt von den Gedarmen eingebracht zu sehen, war ihr entsetzlich. Sie erwog bei sich, ob sie ihn dem drohenden Schlage entreißen könne. Aber wie? Und war es denn am Ende noch nicht zu spät? War der Gamssepperl mit den Gendarmen wirklich erst in der Valepp zusammengetroffen oder hatte er in Schliers die Anzeige von dem Aufenthalte Egids gemacht? Solche Fragen durchquerten ihr Gehirn und marterten sie unaufhörlich. Zuletzt erreichte ihre Aufregung eine unerträgliche Heftigkeit. Schon war sie im Begriffe, vor dem Bette des Vaters niederzusinken und diesem die Angst ihrer Seele zu gestehen, schon stand sie nahe dem Bette, da besann sie sich noch einmal anders und unterdrückte das Wort, welches ihr bereits auf den Lippen schwebte. Ein anderer Gedanke war in ihrem Kopfe aufgetaucht — er schien ihr besser, zuverlässiger und mindestens unbedenklicher als das Geständnis vor dem Vater, der gegen Egid noch immer tiefen Groll im Herzen trug, mochte er auch dem alten Floßberger verziehen und vergeben haben.

„Vater", sagte Marie jetzt, „ich hab' einen kleinen Gang zu machen; kann ich dich eine Viertelstunde allein lassen?"

„Ja," erwiderte Wolfecker, „meinetwegen eine halbe Stunde, wenn du willst. Ich brauch' jetzt weiter nichts. Kannst schon gehen, Marie."

Wolfecker fragte nicht, wohin seine Tochter gehe, und diese entfernte sich. Sie eilte in das Dorf hinauf und kehrte in einem Häuschen ein.

„Geh', Rainerin," sagte sie zu einem etwa vierzigjährigen Weibe, „sei so gut und schick' deine Resl nach Westerhofen zum Jennewein, er möcht' gleich zu mir kommen; aber gleich, es pressirt."

Das Weib wandte sich an ein Mädchen, das vor einer Wiege stand und einen Säugling in den Schlaf zu schaukeln suchte. Die Mutter wiederholte dem Töchterchen den Auftrag Mariens und diese unterließ nicht, dieselbe durch das Versprechen einer Belohnung noch besonders zur Eile anzutreiben. Und Resl flog wie ein Windspiel dahin, ihre jungen behenden Füße berührten nur flüchtig den Boden.

Jennewein konnte seit zwei Tagen der Arbeit nicht nachgehen. Er hatte sich beim Baumfällen an der linken Hand gequetscht und war nun wider seinen Willen genötigt, bis zur Heilung seiner Verletzung zu feiern. Als ihm die Bötin der Wolfecker Marie deren Verlangen mitgeteilt hatte, machte er sich gleich auf den Weg.

Die Jägerstochter erwartete Jennewein bereits unter der Hausthüre. Zwischen beiden entspann sich ein langes Gespräch, in welchem Egids Namen mehrmals genannt wurde.

Bald nachher suchte Jennewein wieder seine Behausung auf. Dort griff er nach seinem Bergstocke, warf einen Rucksack um und wanderte durch Schliersee dem Gebirge zu, wo man durch das sogenannte Josephsthal nach der Valepp in's Tirolerland kommt.

Egid hatte seit dem Tage, an welchem er Nazl nach Schliersee geschickt hatte, in der Hütte des Enzianbrenners auf dem Kreuzberge Unterschlupf gefunden. Der Gamssepperl und sein tirolischer Genosse waren bald nach dem Weggange Nazls aufgebrochen und hatten sich mit ihren Rucksäcken voll Schmugglerwaren über die Grenze gemacht. Die beiden waren noch nicht lange fort, da erschien Egid in der Enzianhütte und bat den Alten, ihn auf einige Tage aufzunehmen; er brauche es ja nicht umsonst zu thun. Der Schnapsbrenner war gern bereit, die Bitte des armen Flüchtlings zu erfüllen. Nur, so warnte er ihn wohlmeinend, solle er auf seiner Hut sein, damit ihn nicht der Gamssepperl, der in zwei Tagen zurückkehren werde, unvermutet überrasche, denn dem Burschen sei nicht ganz zu trauen.

Egid nahm die Warnung dankbar an und blieb in der Hütte, herzlich froh, wieder einmal mit Menschen zusammensein zu können.

Zwei Tage darauf erschien Nazl bei Egid und berichtete ihm getreulich, was er gesehen und erlebt habe. Der junge Floßberger wurde durch die Botschaft, daß man seinen Vater mit den Sterbsakramenten versehen habe, von tiefem Schmerze erfüllt. Egid händigte dem Knaben ein wohl verdientes Botengeld ein, worauf dieser Abschied von dem Geber und dem alten Ehepaar in der Hütte nahm und über die Berge heimzog nach Gmund zu seiner Mutter.

Egid faßte rasch seinen Entschluß, er wollte sofort aufbrechen und heimwärts eilen. Er glaubte nicht anders, als daß sein Vater nicht mehr am Leben sei. So wollte er wenigstens das Angesicht des teuren Toten nochmals sehen, ehe man ihn in die Erde senkte; er wollte dem Vater die letzte Ehre erweisen, mochte man ihn, den Sohn, dann auch gleich vom Grabe weg verhaften, denn daß dies geschehen werde, betrachtete er für selbstverständlich.

Als Egid die Enzianhütte verließ, war es bereits spät am Nachmittage. Das Wetter, welches ihn auf der Reise begleitete, ließ viel zu wünschen übrig. Ein kalter Nordwind blies über die Höhen, der Himmel war mit bleigrauem Gewölke überzogen; die

benachbarten Berge und Wälder erschienen in einem tiefen Dunkel, das nichts gutes versprach.

Egid schritt kräftig fürbaß. Ab und zu maß sein Blick nicht ohne Besorgnis das düstere Grau des Firmaments.

„Wenn's nur nicht schneit," murmelte er, „sonst ist's gefehlt. Ich komm' sonst nicht mehr zur rechten Zeit hin."

Er verdoppelte seine Schritte. Es schien, als müsse er die Hindernisse, welche ihm der bald steil anwachsende, bald rasch abfallende Weg bereitete, im Sturme nehmen. Ehe er es merkte, tropfte ihm der Schweiß von der Stirne. Aber die Aufregung trieb ihn vorwärts. Seine Lungen keuchten, seine Brust hob und senkte sich rascher — doch sein eherner Wille erlahmte nicht und so oft auch die Kräfte zu sinken drohten, Egid raffte sich immer wieder zusammen und eilte weiter. Zuletzt ging sein geflügelter Schritt in ein leichtes Rennen über. Doch das währte nicht lange. Egid hätte die stahlharten Sehnen einer Gemse besitzen müssen, um nicht endlich zu unterliegen. Seine Kniee zitterten, wankten und auf einmal brach er mit dem schmerzlichen Ausrufe nieder:

„Ich kann nicht mehr!"

Zum Glücke sank Egid an einer Stelle nieder, wo sich über ihm eine alte, mächtige Wettertanne wie eine einsame Wächterin auf der Höhe befand. Der Baum, dessen Krone von einem Blitzstrahle gebrochen und zerfetzt worden war, besaß nach seiner Südseite zu eine mehr als mannshohe Höhlung von genügender Tiefe, um Vorübergehenden Schutz bei einem Unwetter zu bieten.

Auf einmal glitzerte ein weißer Stern zu den Füßen Egids nieder, ein zweiter, ein dritter folgte — und in einigen Augenblicken wirbelten dichte Schneeflocken durch die Luft und der Wind fuhr mit eiskalten Stößen einher. Eine gute halbe Stunde hielt das Unwetter an, und während dieser Zeit wurde das Gestöber so toll, daß das Tageslicht bis auf einen schwachen Rest fast erlosch.

Mit steigendem Bangen verfolgte Egid das Wüten dieses elementaren Ereignisses. Er konnte sich zwar an mehrere Jahrgänge erinnern, in welchen im Monat Mai noch Schnee gefallen war, aber er hatte es noch niemals erlebt, daß es solche Massen aus den Wolken schüttete. Es wurde Egid in furchtbarer Weise klar, daß der plötzliche Eintritt des Schneesturmes seinem Leben verhängnisvoll werden könnte, ganz abgesehen davon, daß es ihm unmöglich gemacht wurde, noch zur rechten Zeit im väterlichen Hause einzutreffen.

Endlich lichtete es sich wieder, bald glitzerten nur noch einzelne Flocken durch die Luft und nun konnte Egid seinen Weg fortsetzen. Er hatte jedoch kaum zehn Schritte gemacht, als er zu seinem Schrecken bemerkte, wie der Schnee an Tiefe zunahm; zuletzt sank Egid bis über die Knie ein. Nun galt es eine beschwerliche Wanderung auf höchst ungewissem Pfade. Die äußerste Vorsicht war geboten, wollte der arme Bursche nicht durch einen Fehltritt in eine mit Schnee ausgefüllte Tiefe stürzen, eine solche wäre für Egid ein sicheres Grab geworden.

Mitten in der blinkenden Schneewüste überholte den Einsamen die Nacht; sie, die sonst als keines Menschen Freund zu erscheinen pflegt, schien dennoch mit dem bedauernswerten Egid Mitleid zu haben, denn sie steckte den Vollmond als helle Leuchte aus und unzählige Sterne flimmerten am Himmelsgewölbe.

Und Egid arbeitete sich mühsam weiter. Er war bereits mehrere Stunden gewandert, als er in der Ferne den Saum eines dunklen Waldes von der glitzernden Schneefläche sich abheben sah. Lebhafte Zuversicht schwellte seine Brust und stärkte seine ermatteten Glieder. Hatte er nur einmal den Wald erreicht, dann stand es nimmer so schlimm, dort lag der Schnee sicher weniger hoch und am Ende fand sich auch eine Felsenhöhle oder der Rindenkobel eines Holzknechtes bereit, den ermüdeten Fußgänger zu beherbergen. Wirklich hatte er bald hernach die Freude, im Walde auf eine Holzhütte zu stoßen. Er warf die Thüre auf. Ein brenzlicher Geruch erfüllte das Innere und belehrte Egid, daß er sich in einer Kohlenbrennerhütte befinde. Er tastete im Finsteren umher, als er plötzlich an einen hölzernen Gegenstand stieß. Und jetzt erscholl zum nicht geringen Schrecken des Burschen eine rauhe Stimme:

„Halt! Wer da?"

„Ich bin's," erwiderte Egid verwirrt und blickte, ohne einen Schritt vorwärts zu wagen, in das schwarze Dunkel hinein, aus welchem der Ruf gekommen war.

„Wer ist denn nachher der Ich?" fragte es entgegen. „Antwort' oder es wird geschossen!"

„Ich bin der Hansbauern-Egid von Schliers," versetzte der Eingetretene; seine Stimme zitterte vor Frost und noch mehr vor Bestürzung, denn er glaubte schon, unvermutet einem Gendarmen in die Hände gefallen zu sein, der, auf seinem Dienstgange vom Schneegestöber überfallen, sich hierher geflüchtet hatte. Wenn sich diese Annahme bestätigte, so mußte Egid, wie er sich im stillen und in der Eile jetzt sagte, ganz bedeutend vom rechten Weg abgeirrt sein und sich in eine ganz andere Gegend verloren haben; denn auf dem Wege zum Kreuzberge hatte ein Gendarm nicht leicht etwas zu suchen. Oder war man ihm bereits auf der Spur? Dann hatte ihn das grausame Geschick verraten.

Da wurde es plötzlich hell im Raume. Der unbekannte Insasse der Hütte hatte ein Zündholz in Brand gesteckt und leuchtete damit dem Ankömmling in's Gesicht. Dann zündete er einen Haufen Reisig, welches mitten in der Hütte lag, an; gleich prasselte es lustig in die Höhe und der Rauch wand sich durch eine Oeffnung im Dache hinaus. Hierauf entspann sich zwischen Egid und dem anderen, einem langen, hageren Manne mit struppigem Barte und Haar, folgendes Zwiegespräch.

„Was willst in der Hütte da?" fragte dieser.

„Unterschlupf will ich für diese Nacht," antwortete Egid. „Ich hab' mich vom Kreuzberge her vergangen. Von mir hast nichts zu fürchten. Ich bin froh, wenn man mich in Ruh' läßt."

„Und wo willst hin? Nach Schliers?"

„Ja."

„Auf dem Weg kommst dein Lebtag nicht an's Ziel. Da geht's nach der Grenze zu."

„Jesus! Maria!" rief Egid bestürzt. „Hab' ich mich so arg verlaufen?"

Und er taumelte auf den harten Estrich nieder, wo er, nach vorne geneigt, sitzen blieb.

„Leg' dich dort auf das Laub hin," sagte der Fremde und zeigte auf einen Haufen Waldstreu, die in der Tiefe aufgehäuft lag.

„Ich kann nimmer gehen und stehen," klagte Egid, „meine Füße tragen mich nicht mehr."

Da trat der Lange zu ihm, steckte ihm von rückwärts die Hände unter die Achsel und lüpfte ihn wie einen kleinen Knaben auf. So trug er ihn auf das weiche Laublager und bedeckte seine Füße bis über die Schenkel mit den dürren Blättern; dann reichte er ihm eine Flasche, aus welcher Egid einen Schluck that, nahm aus einem Rucksacke ein Stück Brot und schnitt die Hälfte für Egid ab, der es mit einem wahren Heißhunger verschlang.

„So," sagte der Lange, „nun schau', daß du ein wenig schlafen kannst, damit du wieder zu Kräften kommst. Ich setz' mich derweilen ans Feuer und rauch' eine Pfeife."

Keine zehn Minuten waren verflossen und schon lag Egid im tiefsten Schlafe; der andere aber saß am Feuer und zündete sich eine hölzerne Pfeife an. Als diese ausgebrannt war, legte sich auch der Lange wieder auf das Streubett. (Fortsetzung folgt.)

Seinem Schicksal entrinnt keiner.

Humoreske von H. v. Remagen.

(Nachdruck verboten.)

Herr Lämmchen war Maler, Herr Röschen Dichter. Beide hatten Genie und zwar so viel, daß sie nicht wußten, was sie damit machen sollten. Lämmchen konnte seine Bilder nicht verkaufen; Röschen wurde seine Verse selbst gratis nicht los. Lämmchen hatte mehr Haare auf dem Kopfe, als je einem anderen Genie gewachsen waren, und aus Sparsamkeit trug er wollene Wäsche. Röschen hatte viele Züge mit Lämmchen gemein, aber einen Zug — und zwar einen sehr hervorragenden — besaß er allein — und das war seine Nase. Es schien, als ob die heilige Flamme, die gewöhnlich in des Poeten Auge glüht, sich bei Röschen in die Nase verirrt hätte. Dieselbe umspielte wenigstens eine rötere Glut, als über dem Vesuvius schwebt.

Kein Mensch ist so völlig mittellos, daß er nicht einmal in seinem Leben ein paar Groschen wert wäre; auch Lämmchen und Röschen hatten beide einst Geld besessen, obwohl ihrem Gedächtnis entfallen war, wie sie dazu gekommen waren. Jetzt hatten sie nichts. Sie baten ihre Gläubiger um noch ferneres Vertrauen, dabei begegneten sie aber nur grenzenlosem Mißtrauen.

Da war es, in der Stunde höchster Not, daß diese beiden Männer an demselben Tage eine wunderbare Eingebung hatten — das heißt, jeder für sich, ohne daß sie dieselbe einander mitteilten, denn wohl verstanden, die beiden im Unglücke so ähnlichen Individuen hatten einander noch nie gesehen und keiner wußte von des andern Existenz.

Und doch wurden diese zwei Genies fast in demselben Augenblick von derselben Idee beseelt.

Lämmchen's Idee war ein brillanter Einfall. Er schrieb an einen reichen Onkel — der ihm verwandtschaftlich ferner stand, als dies bei reichen Onkels sonst gewöhnlich der Fall ist — und lud diesen ein, ein Porträt seiner eigenen Person zu besichtigen, das er, der Maler, aus seinem eigenen Innern geschaffen hatte und das er zur nächsten Ausstellung in der königlichen Akademie zu schicken beabsichtigte. Darauf setzte er sich hin und arbeitete fleißig an einer großen Leinwand.

Röschen's Plan war wahrhaft großartig. Er schrieb an eine reiche Tante und bat dieselbe um ihren Segen zu einem Band Gedichte, der jetzt veröffentlicht werden und ihr gewidmet sein sollte. Nachdem er seinen Brief geschrieben hatte, wählte er aus seinem Papierkorb die besten Manuskripte aus.

Lämmchen's Onkel fühlte sich durch diesen Beweis von seines Neffen Achtung sehr geschmeichelt und eilte in dessen Atelier; hier aber fand seine Befriedigung ein schnelles Ende. Nur mit Mühe verbarg er seine Aufregung, als sein Blick auf das wenig schmeichelhafte Gesudel fiel und er daran dachte, wie in der Ausstellung Freund und Feind kritisirend vor dem Bilde stehen würden. Er gab seinem Neffen zweihundert Thaler und nahm es mit sich, um es daheim unter den bittersten Verwünschungen zu verbrennen. Röschen's Tante war auch sehr erfreut über die Aussicht, sich in einem Buche gedruckt zu sehen, und bat ihren Neffen, ihr eine Abschrift der Gedichte zu senden, die er ihr zu widmen wünsche, hoffend, — wie sie in einem Postskriptum sagte — daß der Charakter seiner Poesie den feinen Kreisen angepaßt sei, in denen sie sich bewegte.

Mit umgehender Post sandte er ihr seine hochpoetischen Gedichte: „Das räudige Schaf", „der Gefoppte" u. s. w., u. s. w., alles mit gütiger Erlaubnis Frau X. Y. Z. gewidmet von ihrem ergebenen Neffen, dem Verfasser."

Schon am folgenden Tage erhielt er mehrere Hundert Thaler mit der Mitteilung, seine Verse seien zufällig auf ein brennendes Licht gefallen und von der Flamme verzehrt worden.

Es bedurfte langer und ernster Ueberlegung, ehe Herr Lämmchen und Herr Röschen sich darüber klar waren, wie sie ihre Reichtümer verausgaben sollten. Ihre Schulden von dem Gelde bezahlen, kam ihnen nicht in den Sinn. Sie waren im Gegenteil sehr darauf bedacht, daß ja niemand von ihrem Glück erfahre, und die Furcht, ihr Geld möglicherweise bei dem Gericht bezahlen zu müssen, brachte sie auf den Gedanken, sich für einige Zeit von der Hauptstadt zurückzuziehen. Sie beschlossen, sich für einige Zeit in die Provinz zu begeben, und erst wieder in die Residenz zurückzukehren, wenn sie dadurch nichts zu verlieren hatten.

Herr Röschen hatte von einem kleinen, abgelegenen Städtchen im Gebirge gehört, wo man poetische Ideen bekommen könnte, und Herrn Lämmchen hatte man von einem idyllischen Fleckchen Erde erzählt, wo ein Künstler herrliche Vorwürfe zu Landschaften sammeln konnte.

Herr Röschen begab sich in die nächste Buchhandlung und lieh sich ein Kursbuch, aus dem er ersah, daß er mit dem Zug um 2 Uhr 40 Minuten von München abreisen konnte. Herr Lämmchen begab sich in ein Restaurant und erfuhr da auf Befragen, daß 20 Minuten vor 3 Uhr ein Zug abging, der ihn nach dem gewünschten Ziele brachte.

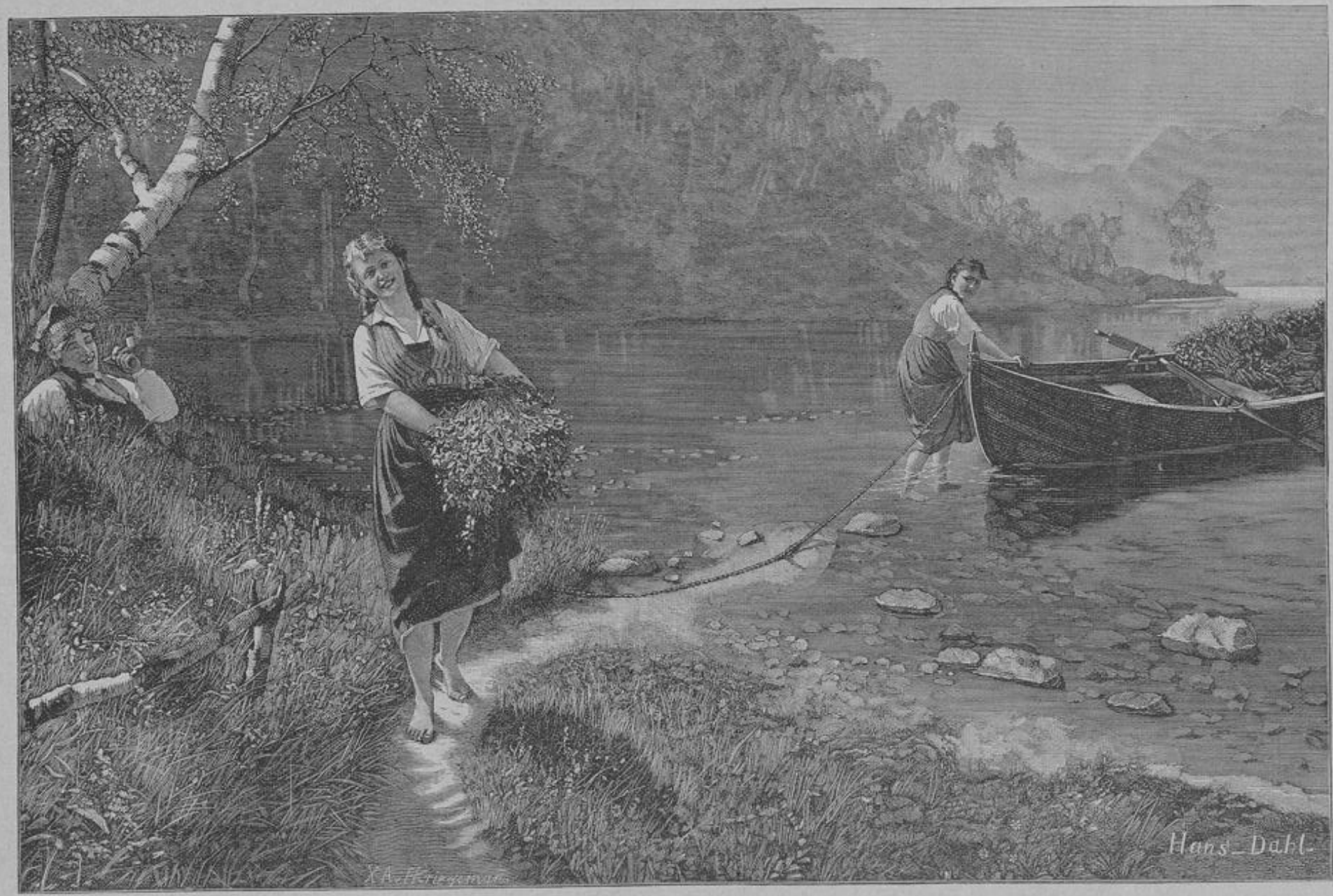
An diesem Nachmittage sahen diese beiden Männer sich zum erstenmal, als sie auf dem Weg nach R. in einem Coupee dritter Klasse einander gegenüber saßen.

„Ein Mann mit einer solchen Nase," sagte sich Herr Lämmchen, indem er zu Herrn Röschen hinüberschielte — „mit einer Nase, — die kein Pinsel wiederzugeben vermöchte, und von solch' infamer Farbe, das kann nur ein Schurke seltenster Sorte sein," und fest knöpfte er sich den Rock über seinen hundertundneunzig Thalern zu.

Straße in Bern mit dem Zeitglockenturm.

„Ein Mensch mit einem solchen Kopf voll Haare, der sich in anständige Gesellschaft wagt," dachte Herr Röschen, während er Lämmchen's Seitenblick voll Mißtrauen begegnete, „und mit einem paar Stiefeln, die eher für einen Elefanten als für einen Menschen mit gewöhnlich geformten Füßen gemacht zu sein scheinen, — ein solcher Mensch ist der niedrigsten Handlungsweise fähig." Und während er so bei sich sprach, fuhr Herr Röschen mit den Händen in die Hosentaschen und hielt seine Baarschaft fest.

Der Zug fuhr Stunde um Stunde dahin, auf den verschiedenen Stationen stiegen viele Passagiere ein und aus, aber noch behaupteten unsere zwei Männer ihre Wagenecken und starrten einander an, denn der unwiderstehliche Bann, der die Menschen oft leitet und sie zwingt, ihren Blick auf Dinge zu richten, von denen sie ihr Auge gerne abgewendet hätten, übte auch seine Macht auf Lämmchen und Röschen aus. Ihr gegenseitiges Mißtrauen steigerte sich zu Abscheu und Furcht. Der Maler konnte den Blick nicht von der wenig malerischen Nase des Poeten abwenden und keine zwei Minuten konnte er sich enthalten, den vollständigen Mangel an Nettigkeit in des Poeten Aeußeren zu kritisiren, und



Was sich liebt, das neckt sich. Nach dem Gemälde von Hans Dahl.

dessen ganz unglaublicher Haarüberfluß war in den Augen seines Gegners eine nicht minder verwerfliche Eigenschaft.

Je mehr die Zahl der Passagiere sich verminderte, um so nervöser und unruhiger wurden sie; jeder hatte die feste Ueberzeugung, daß der andere von seinem neu erworbenen Reichtume wisse und böse Absichten auf den Eigentümer habe. Als der Zug für längere Zeit hielt, glaubte Herr Röschen seinem verhaßten Mitreisenden entschlüpfen zu können, und anstatt sich in das Restaurationszimmer zu begeben, schlüpfte er in ein anderes Coupee und drückte sich da behaglich in die äußerste Ecke. Eine gleiche Absicht beseelte Herrn Lämmchen, und als es zum drittenmal läutete, rannte derselbe vom Büffet fort und sprang in einen Wagen, der weit entfernt war von dem, welchen er bisher inne gehabt hatte. Er kicherte vor Freude in sich hinein, als er daran dachte, wie er dem Mann mit der Riesennase entschlüpft war, und eben drängte er sich befriedigt in die nächste Ecke seines Wagens, als er, um sich blickend, das gefürchtete Gesicht wieder erkannte und ein Basiliskenauge starr auf sich gerichtet sah.

Das Tageslicht schwand und der Passagiere wurden immer weniger. Auf jeder Station wurde ihre Zahl geringer, bis sich schließlich nur noch einer zwischen diesen beiden Männern befand. Als der Zug wieder hielt und auch dieser Miene machte, das Coupee zu verlassen, sprangen der Maler und der Dichter gleichzeitig auf; denn keiner von beiden wagte, mit dem andern allein zu reisen. Beide hatten Geld zu verlieren, und keiner bedurfte einer Bestätigung seines Mißtrauens gegen den andern. In einer Minute war Röschen aus dem Wagen.

„Gott sei Dank!“ rief Lämmchen mit einem Seufzer der Erleichterung aus, indem er sich wieder auf seinen Platz sinken ließ, „ich habe seine Geduld erschöpft, jetzt bin ich vor ihm sicher!“

Schnell wie ein Blitz sprang Röschen in den Gepäckwagen und versteckte sich da hinter Koffern und Kisten.

„Er hat mich nicht bemerkt,“ dachte er, „und wenn der Zug sich nur erst wieder in Bewegung setzt, bevor er mich entdeckt hat, bin ich ihm sicher entronnen.“

Der Zug ging weiter und der Beamte sprang in den Gepäckwagen. Röschen erzählte ihm die ganze Geschichte und beschenkte ihn mit einem blanken Thaler.

„Da sind Sie billig davongekommen,“ meinte der Beamte schmunzelnd, indem er das Geld einsteckte. „Wie viele Leute sind schon auf dieser Strecke hier verfolgt und ihrer ganzen Habseligkeit beraubt worden.“

Die nächste Station war R. und als Herr Röschen vergnügt aus dem Gepäckwagen sprang, wäre er beinahe über Herrn Lämmchen gefallen, da auch dieser eilends über den Bahnsteig lief.

* * *

Es war Nacht — und zwar eine sehr unfreundliche Nacht. Ein feiner dichter Regen fiel hernieder und außer den matt leuchtenden Oellampen war kein Licht ringsum zu sehen. Nirgends — weder rechts noch links ein Haus zu erblicken, nichts als im Bahnhof ein Inspektor, ein Portier, ein Maler und ein Dichter. Herr Röschen näherte sich schnell dem Bahnhofsinspektor; Herr Lämmchen faßte krampfhaft den Portier am Arm.

„Portier,“ sagte Herr Lämmchen, „wollen Sie mich, bitte, nach dem nächsten Hotel führen?“

„Von einem Hotel hier habe ich nie gehört; aber nicht weit von R. ist ein kleiner Gasthof.“

„Können Sie mich hinführen?“

„Nein. Der kürzeste Weg ist über die Felder; eine knappe Stunde haben Sie freilich zu gehen, und wenn Sie den Polizisten nicht einholen, können Sie den Weg im Dunkeln unmöglich finden.“

„Den Polizisten!“ stieß Lämmchen hastig hervor, „ich will es versuchen,“ und den ihm bezeichneten Weg einschlagend, schlüpfte er hastig an Herrn Röschen vorüber, der in dem Augenblicke wunderbarerweise nicht auf ihn achtete, und verschwand in der Dunkelheit.“ —

Der Bahnhofsinspektor sagte zu dem Dichter: „Nun, näher als der Gasthof gibt es kein Haus, und der ist nahezu eine Stunde weit von hier. Hier in dem Wartezimmer? Nein, da können Sie nicht übernachten, das ist streng verboten. Jetzt müssen Sie auch hier fort; dort kommt die Lokomotive, die uns für die Nacht mitnimmt. Mit uns gehen? — nein, auch das ist gegen das Gesetz!“

„Nun, nach welchem Gasthof soll ich denn fragen?“

Sie werden wohl überhaupt niemand fragen können, da Sie unterwegs schwerlich einer lebenden Seele begegnen. Aber an dem Baum, dem Gasthof gegenüber, befindet sich ein Schild, freilich werden Sie auch das nicht sehen können, wenn die Wolken sich nicht etwas teilen sollten, und das scheint mir nicht wahrscheinlich. Aber jetzt verlassen Sie mich, ich muß auf meinen Posten.“

„Und was stellt das Schild des Hauses dar?“

„Einen Apfelbaum!“

* * *

Die letzte Lampe war verlöscht, die Lokomotive sauste davon, und Herr Röschen war auf dem Weg, im Regen und in einem nicht gerade beneidenswerten Zustand. Wo aber war der Mann, der ihn bis hierher verfolgt hatte? Der unbekannte Aufenthaltsort seines Feindes — denn als solchen sah er jetzt den unglücklichen Lämmchen an — war jedoch schrecklicher als dessen bisherige Nähe.

Jetzt war ihm völlig klar, daß sein Feind sich in irgend einer besonderen Absicht verborgen hielt, und mit der gleichen Sicherheit wußte er im voraus, daß er in dieser beängstigenden Einsamkeit an irgend einer Stelle des Weges, wo es sich mit der größten Leichtigkeit ausführen ließ, von hinten angefallen werden würde. Einen festen Entschluß faßte er ohne Zögern, und das war — keinen Widerstand leisten zu wollen. Vielleicht wenn er sich nach dem ersten Schlage tot stellte, ließ sein Gegner von ihm ab.

Eine Hoffnung blieb ihm noch: daß der Räuber, nachdem er ihm die Taschen geleert hatte, ihm vielleicht das Leben ließ, und diese Möglichkeit brachte den Dichter auf eine schlaue Idee, die er auch sofort in Ausführung brachte. Sorgsam schied er das Gold vom Silber; das Silber ließ er — den Räuber zu fangen und zu täuschen — in den Taschen, während er das Gold in seine Stiefel versenkte. Neunzig Thaler unter dem einen Fuß, fünfundachtzig unter dem andern — so machte er sich etwas mühsam und nicht ohne Schmerzen wieder auf den Weg.

Dieses Arrangement hatte eine kleine Weile gedauert, als er aber damit fertig, war ihm verhältnismäßig leicht um's Herz, obwohl in seinen unteren Gliedmaßen um so unbehaglicher. Sein Vorwärtsschreiten auf diesem steinigen, unebenen Wege war seinem Fleische furchtbar schmerzhaft. Aber mit der Zeit erreichte er den „Apfelbaum“ doch lebendig — zu seiner eigenen Verwunderung. Es freute ihn, daß er kein Licht im Gasthof sah und der Wirt anscheinend schlief. Das Haus sah so wenig einladend aus, daß ein Licht ihn hätte glauben machen können, es stehe mit seinem Feinde mit der üppigen Haarmähne in irgend welcher Beziehung.

Es dauerte lange, ehe er in das Haus kam, und noch länger, bis er dem Dummkopf, der ihm die Thüre öffnete, begreiflich machen konnte, daß er Licht und ein Bett wünsche; noch viel länger dauerte es aber, bis er sich entschließen konnte, sich schlafen zu legen.

Das Zimmer, in das er geführt worden war, war sehr schlecht. An der Thür war kein Schloß, kein Riegel und es fehlte an Möbeln, um eine Barrikade davon zu bauen. Er setzte sich auf das Bett mit seinen zur Zeit noch unsichtbaren Schrecken und überlegte, und so wäre er bis zum nächsten Morgen sitzen geblieben, wenn das Licht nicht verlöscht wäre. Er zog die Stiefel aus und stopfte seine Socken hinein, damit man das Geld nicht klimpern höre, darauf steckte er die Stiefel unter das Kopfkissen und legte sich angekleidet auf das Bett.

Wie das bei Reisenden in seiner Lage stets der Fall ist, bemächtigte sich auch seiner eine seltsame Beklemmung, und er suchte sich wach zu halten. Er zitterte heftig vor Furcht. Schließlich schlummerte er ein, erwachte jedoch bald wieder, als er einen unterdrückten Fluch und das Nahen schwerer Schritte vernahm.

Durch die nicht geschlossene Thür stahl sich ein Lichtstrahl — derselbe wurde größer — die Thüre flog auf und herein trat der Mann mit der widerlichen Haarmähne — heimlich nach Herrn Röschen umherlugend. Aber der schlaue Dichter war dem Eintretenden gewachsen, und bevor des Malers Auge die Dunkelheit durchdrungen hatte, steckte Herr Röschen mit seinen Stiefeln geborgen unter dem Bett.

Als der Wirt ihn verlassen hatte, schaute Herr Lämmchen um sich und der Mut sank ihm — das heißt, wenn derselbe, schon so tief, überhaupt noch sinken konnte. Er war über viele Felder gekommen, hatte aber den Polizisten vergebens gesucht; doch war er endlich — wohl mehr durch Zufall — hier am Hause angelangt.

Aber das Willkommen, das ihn hier empfing, war kein freundliches und hatte mehr wie eine Verwünschung geklungen, und jetzt bot das Bett vor ihm auch wenig Einladendes. Auch er schaute sich nach etwas um, die Thüre sicher zu machen, und da er nichts passendes fand, so ruhte sein Blick schließlich auf der Bettstelle.

Dieselbe war zwar schwer zu bewegen, aber es gelang ihm doch, sie von der Stelle zu bringen. Einmal hielt er in seiner Beschäftigung inne, um zu horchen, denn ihm war, als hätte er noch einen anderen Ton gehört als den, den die vier hölzernen Beine verursachten. Aber nichts unterbrach die abwartende Stille und durch die Aussicht auf Sicherheit ermutigt, mühte er sich wieder ab, bis die eine Seite der schweren Bettstelle gegen die Thür stieß. Der unglückliche Flüchtling aber, der unter der Bettstelle sich befand, wußte nun, daß er eingekeilt war und es kein Entrinnen mehr für ihn gab. Was stand ihm nun bevor? Natürlich der Tod, aber in welcher Gestalt?

Tiefe Stille herrschte, als der Maler auf das Bett blickte, das noch die Eindrücke eines menschlichen Körpers zeigte — dann ward die Stille durch ein lautes, krampfhaftes „Haha!" unterbrochen. Herr Lämmchen, den Teil des Bettes, wo der vorherige Schläfer mit dem Kopfe gelegen hatte, mit seinem Licht beleuchtend, sah deutlich die noch frischen Spuren kiesbeschmutzter Stiefel!

Das Licht fiel ihm vor Schrecken aus der Hand und lag flackernd am Boden. Als Lämmchen sich bückte, um es wieder aufzuheben, warf er einen Seitenblick unter das Bett.

Er sah eine rote, glänzende Nase, — entsetzlich! — und eine Hand, die krampfhaft einen Stiefel festhielt.

Wieder fiel ihm das Licht aus der Hand, doch diesmal fiel dasselbe auf den brennenden Docht und erlosch. Und jetzt waren diese zwei Helden wieder zusammen — aber im Dunkeln und jeder keine Armeslänge von der Kehle des andern entfernt.

Unter dem Bett auf den Angriff des andern zu warten, wäre Wahnsinn gewesen; Herr Röschen kroch daher, an der Wand in die Höhe tastend, vorsichtig hervor, in der Hoffnung, den Ofen zu erreichen, durch den allein ein Entrinnen möglich war. Herr Lämmchen war inzwischen vom Bett getreten und hatte ebenfalls die Wand erreicht. Schnell zog er die Stiefel aus, nicht allein der Sicherheit wegen, um nicht gehört zu werden, sondern auch um etwas zu haben, womit er nötigenfalls sein Leben verteidigen konnte. Alsdann schlich er sich an der Wand weiter und weiter von der gefürchteten Bettstelle fort, und auf das schlimmste vorbereitet, schwang er fortwährend seinen Stiefel in der Luft.

Mehrere Minuten lang unterbrach kein Laut die tiefe Stille, Minuten, die sich in den zwei beklommenen unglücklichen Seelen, wie sie in der Stockfinsternis herumtappten, zu Stunden auszudehnen schienen. Dann erscholl ein dumpfer Schreckenslaut und ein Geschrei, entsetzlicher, als ein solches von zehntausend kreischenden Papageien ausgestoßen werden kann.

Herr Lämmchen hatte seinen Feind gefühlt und sofort seinen Stiefel mit der ganzen Kraft der Verzweiflung auf denselben herabfallen lassen. Er wußte was sein Stiefel angerichtet hatte und bedauerte nur, daß der Absatz keinen Sporen hatte.

Wieder kamen sie zusammen — noch immer in dem Bemühen, sich zu meiden — diesmal aber war Herr Röschen im Vorteil, indem er, auf allen Vieren kriechend, seinen mit Gold beschwerten Stiefel wie einen Schmiedehammer auf Lämmchens unbeschützte Zehe niederfallen ließ.

Da fühlten sie, daß der Kampf um's Leben gekommen war und bald war eine regelrechte Keilerei im schönsten Gange.

* * *

Es ist wohl unnötig, noch zu erzählen, wie der Wirt sie aus einander brachte und sie für die übrige Nacht einschloß. — Den einen in die Besenkammer, den andern in den Kohlenkeller — um sie am Morgen, die Hände mit Stricken gebunden, vor den gestrengen Herrn Bürgermeister zu bringen.

Das alles wird Röschen ohne Zweifel in einem unsterblichen Gedicht veröffentlichen und Lämmchen auf einer endlosen Leinwand verewigen. Jetzt sind sie befreundet, aber über jenes Abenteuer hegen sie sehr verschiedene Ansichten.

Gott vergelt's Euch an eueren Kindern!

(Aus dem Leben der Eltern des Kaisers Franz Josef I.)

Die österreichische Erzherzogin Sophie ging an einem Sonntagmorgen des Jahres 1837 mit ihren Kindern in Ischl im schlichten Anzuge spazieren und betrachtete diese hoffnungsvollen Sprossen ihrer glücklichen Ehe mit freudig lächelnden Mutteraugen, als ein Landmann im Sonntagsstaate, ein kleines Kind tragend, die Straße heraufkam.

Er blieb alle Augenblicke stehen und sah sich um, als ob er jemanden erwartete.

Das Kind fühlte sich in der drückenden Sonnenhitze nicht ganz behaglich und fing mit einemmale jämmerlich zu schreien an, was die Verlegenheit des Landmannes noch bedeutend vermehrte.

Er setzte sich, um es zu beschwichtigen, am Wege nieder, und in wenigen Augenblicken stand die Erzherzogin, die er nicht kannte, vor ihm.

„Wie könnt Ihr aber auch das Kind so in der Sonnenhitze herumtragen?" fragte sie, sich zur Kleinen niederbückend, die durch ihre Bemühungen still wurde.

„Ich thät's wohl nicht," erwiderte der Bauer, „wenn ich nicht müßt'! Wir wohnen oben im Gebirg' und gehören da her in die Pfarrei. Heute wollen wir das Kleine da taufen lassen, aber die Pathin bleibt lange aus; unterdessen aber kann der arme Wurm sterben."

„Nun, wenn es weiter nichts ist," sagte die Erzherzogin, „so kann geholfen werden; ich und mein Mann werden Euch zu Gevatter stehen."

„Nun, so danke ich Euch recht herzlich schön," sagte der erfreute Vater, „und unser Herrgott wird's an eueren Kindern Euch vergelten."

Gerührt rief die Erzherzogin ihren Gemahl, und beide begaben sich zur Taufe des Kindes in die Pfarrkirche.

Aber wer schildert das Erstaunen des Pfarrers, als er die erlauchten Taufpathen erkannte, wer den freudigen Schrecken des Landmannes, als die Erzherzogin das kleine Mädchen über die Taufe hielt, und seine noch freudigere Ueberraschung, als er nach der feierlichen Handlung reichlich beschenkt wurde?

Er konnte sich vor Freude nicht fassen, Thränen traten ihm in die Augen und wiederholt rief er aus: „Gott vergelt's Euch an eueren Kindern!"

Dieses Wort ist wahr geworden.

Als der kleine Erzherzog Franz Josef im Jahre 1842 gefährlich krank darniederlag, als seine Mutter weinend und betend an seinem Bette kniete, da stiegen viele Gebete zum Himmel für seine Rettung.

Aber auch hoch oben im Gebirge, in der armen Hütte am Salzberg knieten Mann und Weib und Kind und beteten für das Kind ihrer Wohlthäter, und Gott erhörte ihre Bitte, der Prinz überstand die drohende Krise, ward gesund, seine Mutter schloß den Genesenden jauchzend in ihre Arme, der Vater hob ihn jubelnd an sein Herz; und dieses Kind wurde, erwachsen, auf den ruhmreichen Kaiserthron von Oesterreich erhoben, von dem er heute glorreich regiert.

So sind die einfachen Worte des schlichten Landmannes aus dem Salzkammergut wahr geworden: „Gott vergelt's Euch an eueren Kindern!"

Die Söhne der Arbeiter.

In unserer Zeit sind die Klagen über die Unbotmäßigkeit der Jugend fast allgemein.

Den heranwachsenden Söhnen und Töchtern wird es zu eng und streng im Vaterhause. Sobald sie etwas verdienen, ziehen sie aus dem elterlichen Hause, um ungebundener leben zu können, und gleichen so dem verlorenen Sohne, der Haus und Heim verließ, um sein Vermögen an einem anderen Orte zu vergeuden. Auch diese emanzipirten Söhne und Töchter verschwenden gewöhnlich ihr Vermögen, nämlich ihre Arbeitskraft und Verdienst im zügellosen Leben. Manchen Vater hört man bittere Thränen weinen. Was soll da geschehen?

Es ist notwendig, daß unsere braven, katholischen Arbeiter mehr als in früheren Zeiten, die nicht so gefährlich waren, ein offenes Auge haben für die Erziehung ihrer Kinder, besonders ihrer Knaben, der heranwachsenden Jünglinge. Der Vater muß den jungen Mann nicht aus den Augen verlieren, er muß sich bewußt bleiben, daß er Vater ist und Vater bleibt. Ein Vater und eine Mutter kann nicht alles erzwingen, und die besten Eltern können es nicht unmöglich machen, daß der Knabe auf bösen Wegen geht und durch verkehrten Umgang Schiffbruch leidet an seinem Heile und an seinem Glauben. Aber im großen und ganzen sind das doch Ausnahmen. Im allgemeinen bestätigt sich immer: wo die Eltern, wo namentlich der Vater ein wachsames Auge hat auf den jungen Mann, wo der Vater das seinige thut, so viel in seinen Kräften steht, daß dann der Sohn in dieselben Pfade einlenkt, in den meisten Fällen gleicht der Sohn dem Vater. Daher muß der Vater strenge Aufsicht führen über die heranwachsende Jugend, damit sie geschützt werde vor der ihr drohenden Gefahr. Den jungen Leuten soll nichts in die Hände kommen, Geschriebenes oder Gedrucktes, was verkehrt ist. — Sehet nach unter euren Büchern! — Haltet ihr gute katholische Zeitungen? Der Vater muß wissen, mit wem seine Kinder gehen — sind ihre Freunde brav und sittlich? In unserer Zeit ist es notwendig, daß die heranwachsende Jugend auch in der freien Zeit unter guter Aufsicht stehe und ihr die richtigen Freunde zugeführt werden. Dafür sorgen die Gesellenvereine, Jünglings- und Jungfrauenvereine. Wie mancher Vater kümmert sich um diese Vereine gar nicht, die für seine Söhne und Töchter der beste Halt wären! denn dort wird nicht nur für gute Freunde und sittliche Führung gesorgt, sondern für das Fundament eines guten Lebens: die Erfüllung der religiösen Pflichten. Wenn daher der Sohn, die Tochter in die Stadt oder in eine größere Ortschaft kommen, soll der Vater sofort nach einem Vereine fragen. Unsere Erziehungsweise ist wie alles übrige vom Zeitgeist der Gewinn- und Genußsucht ganz durchdrungen, darum gilt mehr als je — in der Erziehung der Kinder — „sorget zuerst für das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit."

Zur Unterhaltung und Belehrung.

— **Wien**, die Krone des österreichischen Kaiserstaates, zerfällt in die innere Stadt und in neun äußere Bezirke und hat jetzt mit den 35 angrenzenden Gemeinden gegen 1 300 000 Einwohner. Die Stadt hatte früher eine doppelte Befestigung. Die äußere, der „Linien-Graben und Linien-Wall“ genannt, ein 4 m hoher Wall mit Graben, besteht noch gegenwärtig. An die Stelle der inneren Befestigung ist seit 1858 die breite Ringstraße getreten. Auf unserem Uebersichtsbilde (siehe S. 265), das vom kaiserlichen Lustschloß Belvedere aus aufgenommen ist, ragt, sehr wohl erkennbar, die berühmte St. Stephanskirche, 1300—1501 erbaut und 136 m hoch, als das bedeutendste Bauwerk Wiens hervor. Die breite Straße, welche vom rechten Vordergrunde auf den Stephansdom hinführt, ist die Kärntnerstraße, an welcher das Hofoperntheater steht gerade da, wo der Opernring die Kärntnerstraße schneidet. Weiter links folgt der Hofgarten, darauf das Burgthor, nach der Stadt zu sehen wir hinter dem Burgthor zwei Standbilder, das des Prinzen Eugen und des Erzherzogs Karl. Geht man durch das Burgthor an diesen Standbildern vorüber, so gelangt man direkt an die kaiserliche Residenz, die Hofburg, auf unserm Bilde als großer Häuserkomplex erkennbar. An den Hofgarten reiht sich der Volksgarten an. Hinter dem Stephansdom bemerkt man auch noch die Windungen der Donau.

— **Bern mit dem Zeitglockenturm.** Die Schweizer Städte haben sich manche Eigentümlichkeiten erhalten, die jeden Fremden sofort für sie einnehmen. In der Bundeshauptstadt Bern zeigen z. B. die Häuser der Hauptstraßen der alten Stadt im Erdgeschoß Lauben, sog. Arkaden, welche zu beiden Seiten der Straßen (siehe das Bild auf S. 268) fortlaufende, gegen Wind und Wetter geschützte Gänge für Fußgänger bilden. Die zahlreichen Brunnen in Bern sind fast alle mit Standbildern geziert, da sehen wir den Simson, den Moses, die Themis, Bogenschützen und dergl. Der seltsamste von allen ist der Kindlifresserbrunnen. An dem äußeren Uhrwerk des auf unserem Bilde sichtbaren Zeitglockenturmes hält zwei Minuten vor jedem Stundenschlag eine Bärengruppe ihren Umzug. Die Bären spielen überhaupt in Bern eine große Rolle. In einem großen Zwinger vor der Stadt werden stattliche Exemplare in Natura auf Gemeindekosten unterhalten, im Wahrzeichen der Stadt sind sie im Bilde verewigt und die dort in großer Blüte stehende Holzschneidekunst zeigt am Bilde dieses Tieres ihre größte Schaffensfreudigkeit.

Was sich liebt, das neckt sich.

(Dazu das Bild auf S. 269)

Der Liese ist das leid'ge Necken
Nun 'mal verhaßt aus Herzensgrund,
Und g'rade jenem Hans, dem kecken,
Verschlöss' am liebsten sie den Mund!
Schaut er nicht dort des Nachbars Trine
Schon wieder an mit arger List?
Ja, sie errät's aus beider Miene,
Daß heimlich 'was im Werke ist!
Am Ende hat die Muhme recht:
Es sind die Menschen alle schlecht!

Nun soll sie gar für ihre Kühe
Noch Futter holen aus dem Kahn,
Und was doch sonst geringe Mühe,
Das kommt ihr heut' so sauer an!
Warum nur lacht der Hans verstohlen
Und leiht die Freundin ihm das Ohr?
Ach ja, er zeigt es unverhohlen,
Wen er zur Liebsten sich erkor!

Nun kommt sie langsam heimgegangen,
So zornig stumm, so bang verzagt —
Da fühlt sie plötzlich sich umfangen
Vom Hans und seine Stimme fragt:
„Ei, Mädel! kannst denn wirklich klagen?
Was nicht Verblendung alles thut!
Man darf doch wohl der Trine sagen,
Wie man dem Liesel gar so gut!“
Was nur Ihr Muhmen immer sprecht,
Der Hans ist doch gewiß nicht schlecht.

— **Der Zufall als Entdecker und Erfinder.** In einem hochinteressanten Schriftchen weist Professor Bernardin in Antwerpen darauf hin, daß unsere Kenntnis der von der Natur gebotenen, gewerblich nutzbaren Rohstoffe noch äußerst mangelhaft sei, und daß es unserer Beobachtung in vielen Fällen gelingen würde, ungeahnte Reichtümer gewissermaßen auf der Straße zu finden. Zum Beweise führt er an, daß während des letzten halben Jahrhunderts etwa zwanzig wichtige Rohstoffe rein zufällig entdeckt worden seien. So traf 1842 der englische Chirurg Montgomery bei einem Spaziergange in der Nähe von Singapore auf einen Holzfäller, der mit der Axt arbeitete, welche einen ganz eigentümlichen Stiel hatte. Montgomery untersuchte diesen Axtstiel und entdeckte in dessen Material das Guttapercha, welches 1844 als „Gettonia“ zum erstenmale in Antwerpen auf europäischem Boden gesehen wurde. — 1845 wurden einem Chemiker in Kalkutta aus dem Innern Ostindiens einige Gegenstände zugeschickt, deren faserige Verpackung die Aufmerksamkeit eines ihm befreundeten Seilers erregte. Der Faserstoff entpuppte sich als die zur Zeit in einer Masse von 250 000 Tonnen in England importirte Jute, die seit der Londoner Ausstellung von 1851 als außerordentlich nutzbarer Stoff allgemein bekannt geworden ist. — Beim Suchen einer Salzquelle wurden die pennsylvanischen Petroleumlager entdeckt. — Die Entdeckung der Kupfererze von Wallaroo (Australien) ist einer Beutelmaus zu danken, welche beim Bau ihrer Höhle ein grünes Steinchen aufscharrte, das einem Schäfer auffiel und von ihm zur Prüfung weitergegeben wurde. — Ein Bürstenfabrikant in Liverpool ging eines Tages am Quai spazieren und stieß mit dem Fuße an Klumpen von Pflanzenfasern, welche Schutzgürtel für ein brasilianisches Schiff gegen die Reibung an den Quaimauern gebildet hatten. Er nahm die Klumpen mit und benutzte versuchsweise die Fasern zur Herstellung von Bürsten. Dieselben erwiesen sich als die zu Borsten u. dergl. außerordentlich nutzbaren Blattstielfasern der Piassavapalme. — Um 1850 sah ein Techniker in einer kleinen Kirche Kaliforniens Malereien von schöner roter Farbe, nach deren Ursprung er sich erkundigte. Es war Zinnober, und dessen Herkunftsort Neu-Almaden mit seinen Quecksilbererzen, ein Bergwerk, welches jetzt jährlich eine Ausbeute von 750,000 Kilo reines Quecksilber liefert. — In der Transvaal-Republik spielten im Jahre 1867 Kinder mit einem glänzenden Stein, der einem vorübergehenden Farmer in die Augen stach. Der Farmer ließ sich den Stein von den Knaben schenken. Dr. Anderson in der Kapstadt erkannte in dem geschenkten Stein einen Diamanten und dieser wurde noch in demselben Jahre auf der Pariser Ausstellung auf 18 000 Mark geschätzt. Damit waren die südafrikanischen Diamantfelder, welche seitdem für viel mehr als 600 Millionen Mark Diamanten geliefert haben, entdeckt. — Aus den wenigen hier wiedergegebenen Beispielen folgt die Lehre: Schreite jedermann mit offenen Augen durch die Welt!

— **Teure Wette.** Der Fürst Talleyrand ging einst mit Herrn v. Sainte-Foix eine Wette ein. Der Verlierende sollte zwölf Personen mit einem Austernfrühstücke freihalten, der Gewinner dagegen hatte das Recht, die Personen hierzu zu wählen. Talleyrand gewann die Wette und ließ nun die stärksten Austernesser von ganz Paris zu dem Frühstück laden. Die Austern wurden nicht zu Dutzenden, sondern zu Hunderten verzehrt, worüber der etwas geizige Sainte-Foix nicht wenig erstaunte, Talleyrand aber sich königlich freute. Jeder der Geladenen aß wenigstens 500 Stück; das bedeutendste aber leistete der Advokat Vernon, welcher 720 Stück vertilgte. Sainte-Foix schnitt ein gewaltiges Gesicht, als er dieses gigantische Frühstück bezahlen mußte.

— **Schnell verrauchter Zorn.** König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bemerkte eines Tages, als er unerwartet schnell von einem Spazierritt in das Schloß zu Potsdam zurückkehrte, daß der Portier nicht auf seinem Posten war. Aufgebracht darüber, rief der König: „Portier ist abgesetzt!“ Damit war die Sache abgethan; denn jeder Einspruch und jede Fürbitte für den von anderer Seite abberufenen, also ganz unschuldigen Mann würde bei dem eigenartigen Charakter des Monarchen nichts gefruchtet haben. Die Umgebung des Königs schwieg also. Am anderen Morgen jedoch, als der diensthuende Flügeladjutant in das Zimmer des Monarchen trat, war sein erstes Wort die Frage: „Majestät, ist der Portier auf einen oder zwei Tage abgesetzt?“ „Auf einen!“ fiel der gutherzige König sofort ein.

— **Verplappert.** Lieschen: Frau Rätin, meine Madam' läßt Sie bitten, morgen zu einer Tasse Thee zu uns zu kommen. Rätin: Danke sehr, Lieschen, werde kommen; sagte sie sonst noch etwas? Lieschen: Nein! Sie meinte nur, endlich müsse sie doch einmal in den sauren Apfel beißen.

— **Schlechter Trost.** Professorin: Au, au, mich sticht eine Wespe in den Nacken! Professor (mit eisiger Ruhe): Heil dir, Eulalia! Die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen!

— **Rätsel:** Aus den Silben: a, an, bürg, burg, brus, chi, drä, dus, el, en, en, eu, ez, ga, ge, go, ha, i, in, land, lau, lu, mul, na, neu, no, no, now, phrat, pol, ran, sankt, su, tar, to, sind 14 Wörter zu bilden, welche durchweg geographische Bezeichnungen sind. Dieselben benennen: zwei Flüsse in Asien, acht Städte in Preußen, Mecklenburg, Württemberg, Galizien, Ungarn, Schweiz, Persien und Afrika, drei Länder bezw. große Gebiete in Asien und Afrika und einen Berg in Asien. Die richtig gefundenen Namen sind so zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben und die Endbuchstaben im Zusamenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Rebus:

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

Rätsel: Sinn, Hase, Maki, Meer, Elbe, Reif — **Sommerferien. Rebus:** Gesangsunterricht.

Herausgegeben und redigirt von Ludwig Weber in Düsseldorf.
Druck des Düsseldorfer Volksblattes, Gesellschaft m. b. H., ebendaselbst.